

Rezension

Autor(en): **Kocherhans, Yvonne / Hitz, Florian / Collenberg, Adrian**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft

Gartenkunst zwischen 1880 und 1980
im Archiv für Schweizer Gartenarchitektur
und Landschaftsplanung

Archiv für Schweizer Gartenarchitektur
und Landschaftsplanung (Hrsg.),
112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen,
Plänen und Fotos (sw und farbig),
Format 22,5 x 28,5 cm, vdf Hochschulverlag
AG, Zürich 1996, Fr. 48.–

Seit 14 Jahren sammelt man im Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung Nachlässe schweizerischer Gartenarchitekten. «Zeit, Zuwendung und Raum», die oberste Maxime in der Gartenpflege, fordern auch die stetig wachsenden Bestände des Archivs, das dank dem zunehmenden Interesse am Thema Garten heute zu einer wichtigen Institution geworden ist. Nach langen Jahren idealistischer Gratisarbeit durch die Betreuer und Betreuerinnen, erfordern die wachsenden Aufgaben eine professionellere Betreuung des Archivs und damit auch vermehrt finanzielle Mittel. Nach einer Ausstellung im Seedamm-Kulturzentrum im Jahre 1995 ist diese Publikation der zweite Versuch der Stiftung, sich mit einem Querschnitt durch die Bestände einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Vorgeschichte, Organisation und Zweck der Stiftung werden im ersten Teil des Bandes ausführlich dargestellt. Mehr den sinnlichen Aspekten des Themas Garten widmen sich Urs Frauchiger und Brigitt Sigel in zwei von persönlicher Gartenleidenschaft geprägten Beiträgen, welche als anregendes Plädoyer für die Erhaltung einer – im Vergleich mit anderen Baudenkmalern – bisher stiefväterlich behandelten Kunstgattung zu lesen sind.

Im Hauptteil der Publikation gibt Annemarie Bucher einen Überblick über die Schweizer Gartengeschichte von 1880 bis 1980 und spannt damit den Bogen vom spätklassizistischen Landschaftsgarten bis zur Naturgarten-Bewegung. Im Anhang werden die typischen Vertreter der besprochenen Stilepochen mit Plänen und Fotos dokumentiert. Die Arbeit stützt sich vor allem auf die Archivbestände und bildet mit dem Schwerpunkt zu den Gärten und Gartengestaltern des 20. Jahrhunderts eine vertiefte Ergänzung zum alle Gartenstilepochen abdeckenden Standardwerk «Historische Gärten der Schweiz» von Hans-Rudolf Heyer.

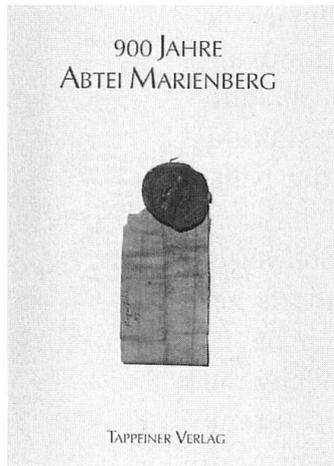
Die zusammenfassende Darstellung vermittelt einige interessante Einsichten zur Schweizer Gartengeschichte der letzten hundert Jahre – vom botanischen und ideologischen Hintergrund der Alpengärten im 19. Jahrhundert (dessen Stilattribute in degenerierter Form uns ja auch heute noch als «Blumenpölschterli» oder «Findlinge» da und dort in der hiesigen Gartenlandschaft begegnen) bis zum innovativen Zürcher Gartenarchitekten Ernst Cramer, der Mitte des 20. Jahrhunderts radikal mit den traditionellen Formen der Gartengestaltung brach und dessen kompromissloseste Arbeiten stilistisch in der Nähe der «Land Art» einzuordnen sind.

Wenig bekannt ist auch, dass sich die frisch gegründete Schweizerische Heimatschutzvereinigung zu Beginn unseres Jahrhunderts neben der Erhaltung der historischen Gärten sehr engagiert für eine neue Formensprache im Gartenbau einsetzte. Weitgehend im Einklang mit den künstlerischen Reformbestrebungen der damaligen Zeit, formulierte sie 1908 ihre Vorstellung von einer zeitgemässen Gartengestaltung: *Soll der Garten eine Zierde, ein Rahmen für das Haus, ein angenehmes Bild für den Besucher oder den Vorübergehenden, oder ein schöner Vordergrund für ferne anmutige Perspektiven sein? – Gewiss auch das, aber in erster Linie sei er eine bewohnbare Erweiterung des Hauses, angenehm, praktisch, und nutzbar zu jeder Zeit. (...) Man unterlasse es, auf ein paar Quadratmeter Fläche Naturszenen im Kleinen kopieren zu wollen ...*

Die Autorin greift die Schwerpunkte der Gartenbauentwicklung vom späthistorischen Landschaftsgarten zum Architekturgarten über den Wohngartenstil bis zum kommerziellen Gartenbau der Hochkonjunktur anhand verschiedener Bauaufgaben (Privatgärten, öffentliche Anlagen, Grünraumgestaltung im Siedlungsbau, Friedhöfe, Landschaftsplanung) auf und vermittelt dabei auch einen guten Überblick über die ständig wachsenden Anforderungen an das Berufsbild des Gartengestalters. Teilweise etwas verwirrend wirkte auf mich die Gliederung des Zeitraumes von hundert Jahren nach Gartenstilrichtungen. Angesichts des zeitlichen Nebeneinanders unterschiedlicher Stile hätte hier eine Unterteilung in Zeitperioden (und auch da und dort eine etwas bessere Einbettung in die jeweiligen Architekturströmungen) die Orientierung vermutlich erleichtert. Gemessen am Anspruch der Autorin, einen ersten Beitrag zu einem bisher kaum behandelten Zeitraum schweizerischer Gartengeschichte zu liefern, ist die Darstellung jedoch geglückt: sie trägt viel zum Verständnis der Gartenbauideen der letzten hundert Jahre bei und schärft den Blick (nicht zuletzt auch dank der sorgfältig ausgewählten, den Text begleitenden Illustrationen) auch auf die weniger spektakulären Gestaltungselemente in unserer Umgebung.

Yvonne Kocherhans

Rezension



900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096 –1996

Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters
St. Maria (Schuls-Marienberg)
Herausgegeben vom Südtiroler
Kulturinstitut, redigiert von Rainer Loose
Tappeiner Verlag, Lana 1996
698 Seiten, ca. 160 Abbildungen

Motto

«900 Jahre hat Gott seine schützende Hand über diese Stiftung gehalten.» (Abt Bruno Trauner)

Anfänge

Gegründet wurde das Kloster in Scuol. Die Klosterkirche stand auf dem Kirchhügel, neben der bereits bestehenden Pfarrkirche. Für die Konventsgebäude war daneben kein Platz mehr; sie standen am Fuss des Hügels.

Stifter waren die Brüder Ulrich I. und Eberhard von Tarasp. Ulrich regierte von 1089 bis 1096 als Bischof von Chur; und so wird die Klostergründung auf 1096 datiert – mit dem Effekt, dass sie parallel zum Ersten Kreuzzug erfolgt wäre.

Die Schenkungen der Tarasper umfassten Höfe in Scuol, Vulpera und Meran sowie auf Alpen im Val S-charl, im inneren Paznaun und zuhinterst im Montafon: «Sämtlich Güter und Rechte, die im unmittelbaren Bannkreis der Stammburg Tarasp liegen oder von dort über die Jöcher hinweg mit Vieh während der Sommerzeit bestossen wurden.» (Rainer Loose)

Aber die Situation war nur scheinbar günstig. «Das Marienkloster blieb bis zu seinem Ende in Schuls ein kleiner Grundherr, der nicht die finanziellen Mittel hatte, seinen Grundbesitz durch Kauf und Tausch zu arrondieren.» (R. L.) Ausserdem waren die Mönche, laut klosterinterner Überlieferung, im Unterengadin mit «unerträglicher Feindseligkeit» konfrontiert – vermutlich seitens der Kirchgemeinde Scuol.

So lag der Entschluss nahe, «in einer anderen Gegend des Bistums Chur und der taraspischen Herrschaft einen Neuanfang zu wagen. Um 1142 wies der Jerusalempilger Gebhard von Tarasp den Ausweg, indem er das Kloster mit Ackerland in Burgeis beschenkte.» (R. L.)

Verlegung

Gemeinsam gingen der Abt und der Kloostervogt – Ulrich III. von Tarasp – nach Rom und erwirkten die kirchenrechtliche Bewilligung für eine Verlegung des Klosters. Dann siedelte der Konvent in den oberen Vinschgau um. Bei der taraspischen Eigenkirche St. Stephan, oberhalb von Burgeis, liess er sich nieder.

Drei Jahre später brannten die Stephanskirche und das (provisorische) Kloster ab: Anlass für eine erneute Verlegung, diesmal aber nur um 500 Meter, auf eine Hangterrasse im Wald beim Almeina-Bach – an den heutigen Standort also. Der Bauplatz war Tarasper Eigengut. «Aus dem Almeina-Bach liess sich das Wasser für die Haustiere, die Wiesenbewässerung, den Betrieb der Klostermühle und den Brandschutz ableiten.» (R. L.) Der Klosterbau änderte wenig am landschaftlichen Charakter der Örtlichkeit. Sie blieb, was sie war: ein waldiger Berghang. Hier fanden die Benediktinermönche die Wildnis, die ihrem spirituellen Ideal – einem Leben *in extremis, in solitudine* – entsprach. Aber auch die benediktinische Zweckrationalität kam nicht zu kurz, denn keine halbe Wegstunde entfernt lag ja die Reschen-Route.

Kolonisation

In der Folge stifteten die Tarasper noch weitere Güter im Vinschgau und im Unterengadin. In seinem näheren Umkreis entfaltete das Kloster eine intensive Siedlungstätigkeit. Noch im 12. Jahrhundert etablierte es am Burgeiser Berg eine geschlossene Hofherrschaft. Im frühen 13. Jahrhundert legte es an den Hängen oberhalb von Kortsch Höfe an, auf denen auch Ackerbau getrieben wurde. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts baute es das innere Schliniger Tal mit einem halben Dutzend Schafschwaigen aus (reine Vieh-Höfe, mit einem Stock von je 20 bis 30 Tieren).

Die Krypta-Fresken

Als selbständiger Bauteil der neuen Klosterkirche wurde im Jahr 1160 die Krypta geweiht. Sie war damals schon fertig ausgemalt (so Lukas Madersbacher, abweichend von anderen Datierungen). Zu den Fresken

gehörte das Doppelporträt des Stifters Ulrich III. von Tarasp († 1177) und seiner Frau Uta, dargestellt als Jerusalempilger bzw. in Nonnentracht. Das fromme Paar war damit «in seiner realen Lebenssituation erfasst. Dieser private Charakter könnte damit erklärt werden, dass es sich hier eben um eine zu Lebzeiten erfolgte Gründerdarstellung handelt.» (L.M.) Das Doppelbildnis ist heute bis auf wenige Reste zerstört. Ganz verschwunden ist das Porträt des Bischofs Adalgott († 1160), der die Krypta weihte. Umso besser erhalten sind dafür die übrigen Darstellungen. Sie zeigen, neben einer Majestas Domini (Christus-Erscheinung), vor allem Engel – insgesamt zweiundzwanzig an der Zahl. «Die himmlische Versammlung, die in der Krypta von Marienberg die monastische Gemeinschaft geradezu kapselhaft umschloss» (L.M.), stand in einem liturgischen Kontext. Das Bildprogramm beruhte auf einer Verbindung von Eucharistie und Memoria, von Opfermesse und Totengedenken.

Und dann?

Die beste Zeit der Abtei waren die Jahrzehnte unmittelbar nach der Verlegung in den Vinschgau. Damals erbrachte sie ihre wesentlichsten Kulturleistungen. In der Folgezeit erlitt sie einen anhaltenden Bedeutungsverlust. Sie blieb nur scheinbar dieselbe Institution. Über die Jahrhunderte veränderte sich ihre Stellung im regionalen Beziehungsfeld völlig, und zwar zu ihrem Nachteil.

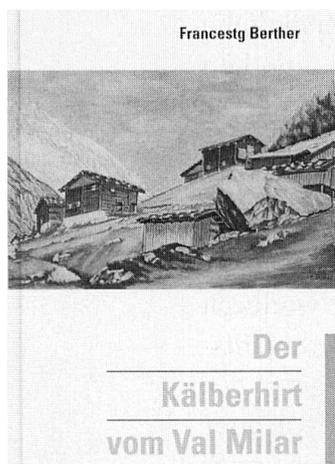
Die beflissene, ja verbissene Bautätigkeit der frühneuzeitlichen Äbte verband sich nicht mit einem nachhaltigen Aufschwung. Bei der Barockisierung der Klosterkirche ignorierte man die Substanz aus der romanischen Epoche. Die Pfeilerbasilika aus dem späten 12. Jahrhundert wurde mit Stuck verkleidet – verkleistert, sozusagen. Und die Krypta wurde mit einem Kolumbarium (Mauer mit Grabnischen) verstellt, das man erst 1980 wieder entfernt hat.

Fazit

Eine Festschrift besteht aus mehr oder weniger isolierten Beiträgen, oft ohne jeden inneren Zusammenhang. Nicht so das vorliegende Buch: Es wirkt in Thematik und Aufbau ziemlich kohärent. Trotzdem ergibt sich daraus noch keine Geschichte der Abtei Marienberg. Dazu sind wichtige Aspekte zuwenig berücksichtigt – für das Mittelalter etwa die Herren von Tarasp (über die allerdings schon Iso Müller das Wesentliche gesagt hat) oder der Klosterchronist Goswin.

Florian Hitz

Rezension



Francestg Berther

Der Kälberhirt im Val Milar

Il vadler dalla val Milà.

Jugenderinnerungen von
Francestg Berther, Rueras 1996

Eigenverlag, 167 Seiten, Fr. 28.–

«Das Val Milà ist unbestreitbar ein schönes Tal.» Auch wenn man dieser sehr persönlichen Einschätzung nicht ganz beipflichten muss, ist diesem Tujetscher Nebental unbestreitbar ein schönes Buch gewidmet. Francestg Berther aus Rueras, den surselvischen Lesern bereits durch einige Publikationen zur Tujetscher Tal- und Ortsgeschichte bekannt, veröffentlicht mit dem Kälberhirten vom Val Milar erstmals ein deutschsprachiges Werk. Dadurch will er nicht nur den Einheimischen eine tiefere Heimaterkenntnis lehren, sondern auch den willkommenen Gästen eine historische Verbindung zum Ferienort vermitteln.

Die mehrheitlich autobiographischen Erzählungen drehen sich vor allem um seine Kindes- und Jugendzeit während der Jahre 1912–1921. Dabei ragen neben familiären, schulischen und lokalen Episoden die heldenhaften Berichte von der Sommerzeit als Kälberhirt im Val Milar heraus. Dieses Tal, am Fusse des Übergangs ins ernerische Etzli- und Maderanertal gelegen, wird für den jungen *vadler* zu einem sehr prägsamen Ort. Hier müht er sich mit störrischem Jungvieh genauso ab wie mit der Unbill des Wetters. In diesen Jugendpassagen gelingt es dem Autor, ein zwar subjektives, dennoch ziemlich authentisches Abbild des Hirten- und allgemeinen Bergbauernlebens darzustellen. Die Erinnerungen bergen für den volkskundlich Interessierten rar gewordene Zeugnisse der alpinen Bauernkultur. Walserspuren, Kornhisten, Tristen für das Wildheu, Viehmärkte, Bauernweisheiten oder populäre Volksmedizin kommen hierbei ebenso zur Sprache wie die alltäglichen Sorgen und Nöte einer agrarischen Grossfamilie. Lesenswerte Rosinen bilden dabei beispielsweise die Beschreibung der funktionalen Signalwirkung von weissen Heutüchern oder der ironische Hinweis auf die seinerzeitige Bewältigung der sexuellen Auf-

klärung, die im Tujetsch nicht wie üblich über den Storch, sondern mittels eines kinderausstossenden Steines, *Crap Gries*, erfolgte bzw. dadurch umgangen wurde. Keineswegs aber berichtet Francestg Berther lediglich von den Sonnenseiten des Berglerlebens, sondern er schildert auch tragische Begebenheiten, Naturkatastrophen oder persönliche Ärgernisse. Dies verleiht dem Buch einen ausgesprochen ehrlichen Charakter.

Den unterhaltsamen «autohistorischen» Anekdoten sind parallel Darstellungen der grossen welthistorischen Ereignisse eingestreut. Man erfährt derart, dass mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und während des Schweizer Generalstreiks von 1918 in Disentis der bekannte Pater Karl Hager stirbt, in Rueras die spanische Grippe ausbricht, wodurch Francestg nicht in die *scola gronda* kann. Eine ungewollt geschichtsrelevante Dimension erhält hierbei die persönliche Begegnung mit der Kaiserfamilie von Karl von Österreich-Ungarn in Rueras. Bevor aber Francestg und seine Kameraden die feingekleideten Habsburgerkinder überfallen können, vereitelt deren Hofdame den «eidgenössischen» Angriff. Seine (sozialisiert) feindliche Einstellung gegenüber *banderlots* (fremden Wanderern) hat der Autor indes mit den Jahren und mit den steigenden Touristenzahlen kräftig revidieren müssen.

Selbstverständlich ist das Werk von Francestg Berther, aus dem gemäss eigener Einschätzung «nichts Rechtes» geworden ist, ein sehr heimatverbundenes Buch. Dies unterstreicht am eindrucklichsten die Tatsache, dass das Kapitel *Meine Jahre in der Fremde* in Surcuolm (!) beginnt. Erst der Tod des Vaters erlaubt dem Heimwehgeplagten die Rückkehr von den Höfen im Unterland zu seinem Heimatdorf im Tujetsch und dort den allmählichen Aufbau einer eigenen Existenz und Familie.

Auf den letzten Seiten ist der Rückblick des 90jährigen von tieferer Wehmut gezeichnet. Der neu asphaltierte Fahrweg in «sein» Tal, der Verlust zahlreicher Freunde und Nachbarn wie auch die markanten Änderungen im Dorfbild und in der lokalen Wirtschaftsstruktur schmerzen ihn. Dennoch überwiegt eine erstaunlich jugendlich wirkende, meist konstruktive Kritik, die es durchaus versteht, auf die Bedürfnisse der jüngeren Generationen einzugehen.

Erwähnenswert ist ferner, dass der Text hervorragend mit den über 180 beigelegten Fotos korrespondiert, die von verschiedenen einheimischen Personen oder Institutionen zur Veröffentlichung überlassen wurden. Hierunter findet sich manches sehenswerte Kleinod.

Abschliessend: ein persönliches Buch, in welchem nicht wenige Leser ihren Grossvater oder zumindest ihren Urgrossvater wiedererkennen können, wofür man Francestg Berther dankbar sein darf.

Adrian Collenberg